

**LAUDATIO ZU SACHA BATTHYANY: «UND WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?»
(KIEPENHEUER & WITSCH VERLAG)**

Und was hat das mit mir zu tun? Diese Frage stellt Sacha Batthyany an den Anfang, macht sie gar zum Titel. 180 Juden wurden im März 1945 im österreichischen Rechnitz von Nazis erschossen. Zur selben Zeit stieg im Schloss der Dorfreichsten ein Fest; im Schloss seiner Grosstante Margit Batthyany-Thyssen. «Sie lachte und tanzte mit den Mördern, als diese um drei Uhr morgens wieder ins Schloss zurückkamen», schreibt gut 70 Jahre später ihr Grossneffe Sacha.

Was hat das mit ihm zu tun? Weshalb legt er sich bei einem jüdischen Psychoanalytiker auf die Couch? Weshalb bezieht er auf sich, wovon er bis vor Kurzem nicht einmal wusste? Millionen von Europäern haben Grossmütter, Grossväter oder Grosstanten, die im Zweiten Weltkrieg Opfer oder Täter waren. Hat es nicht etwas Anmassendes, wenn wir uns nun mit dem Leid oder den Taten unserer Vorfahren identifizieren?

Voller Skepsis begann ich das Buch zu lesen. Doch dann ging es gar nicht so sehr um den Autor, sondern um so viel mehr. Um andere Menschen und deren Geschichten. Um seinen Grossvater, der zehn Jahre in einem Gulag gefangen war. Um seine Grossmutter, die auf dem elterlichen Gutshof Zeugin eines Mordes an einem jüdischen Ehepaar wurde. Auch um die Tochter dieses Ehepaars, eine Auschwitz-Überlebende, und deren Töchter.

Es gibt viele Berichte von Nachkommen von Opfern, einige von Nachkommen von Tätern. Sacha Batthyany reflektiert nun, wie es ist, in erster Linie der Nachkomme jener Sorte Menschen zu sein, von denen es immer am meisten gab und gibt: von Mitläufern. «Wir sind Maulwürfe», schreibt seine Grossmutter in ihr Tagebuch. Batthyany beschreibt das Schweigen seiner Familie, den schweigenden Vater. In den berührendsten Szenen versucht er diesen Vater besser zu verstehen, ihm näher zu kommen, indem sie zusammen dessen Vater näherkommen.

Das Buch ist reich an Fakten, Gedanken, Geschichten, an Geschichte. Die Stränge sind geschickt ineinander verflochten, die Sprache schlicht und dadurch stark. Sieben Jahre lang hat Sacha Batthyany für sein Buch recherchiert: in Archiven, in Gesprächen, mit Hilfe von Tagebüchern, bei Erkundungsreisen um die halbe Welt, auf einer Couch im Kreis 6. Der familiären Vergangenheit nähert er sich auf so vielen Ebenen an, dass es falsch gewesen wäre, die persönliche auszulassen. Sacha Batthyany schont niemanden, also auch nicht sich selber. Er hat den Mut, seiner Familie die Fragen zu stellen, die man in dieser Familie nicht stellen darf. Und er hat den Mut, sich selbst immer wieder schwach zu zeigen, überfordert wenn seine Kinder quengeln, still, wenn beim Familientreffen revisionistische Bemerkungen fallen, hilflos, wenn er um die Aufmerksamkeit seines Vaters ringt. Er findet, er sei nicht besser als seine Vorfahren, nicht mutiger, nicht zivilcouragierter. Sacha Batthyany ist ein Urenkel auf Wahrheitssuche. Seine Geschichte ist universell, ist auch unsere. Das macht sie so dringlich, so wichtig. Seine Fragen sind unsere Fragen: Wie hätte ich mich damals verhalten? Wie verhalte ich mich heute, wenn mein Einsatz für andere mich etwas kostet? Was hat das mit mir zu tun?

Susanna Petrin